

Was mir wichtig ist

LINDE WUNDERER

Was mir wichtig ist

Gedanken aus einem Garten

NATURGARTEN MURNAU

© 2026 Linde Wunderer, Murnau-Westried

Alle Rechte vorbehalten.

Erste Auflage

Texte: Linde Wunderer, aufgeschrieben mit Hilfe ihrer Familie

Fotos: Familie Wunderer

Satz mit L^AT_EX in der TeX Gyre Pagella

Druck und Vertrieb: Amazon KDP

naturgartenmurnau.com

Für Uli

und für alle, die nach uns kommen.

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort</i>	1
 DER GARTEN	5
1 <i>Ein alter Garten</i>	9
2 <i>Eine gepflegte Wildnis</i>	17
3 <i>Lasst die Natur einfach machen</i>	21
4 <i>Von Februar bis November</i>	27
 WAS DER GARTEN LEHRT	31
5 <i>Kinder wachsen lassen</i>	33
6 <i>Vom Herrgott im Garten</i>	37
7 <i>Die Hausapotheke aus dem Garten</i>	45
8 <i>Die Schönheit</i>	49
9 <i>Kein Blatt verlässt meinen Garten</i>	55
10 <i>Am Zaun</i>	61
11 <i>Was mir Sorgen macht, und was mir Mut macht</i>	69

WAS BLEIBT	73
12 <i>Alt werden im Garten</i>	75
13 <i>Was bleibt</i>	83
<i>Ein letztes Wort</i>	89
 ANHANG	 91
<i>Zwölf Sätze für den eigenen Garten</i>	93
<i>Mein Garten durch das Jahr</i>	95
<i>Wer den Garten sehen will</i>	99
<i>Wie dieses Buch entstanden ist</i>	101

Vorwort

Seit vielen Jahren bleiben Leute an unserem Gartenzaun stehen und fragen. Warum blüht bei Ihnen schon im Februar etwas? Was machen Sie gegen die Schnecken? Warum lassen Sie den Löwenzahn stehen? Ich habe diese Fragen gern beantwortet, über den Zaun oder bei einem Rundgang. Aber ein Gespräch am Zaun ist kurz, und hinterher fällt einem ein, was man noch hätte sagen sollen.

Meine Familie hat mich gebeten, das Wichtigste aufzuschreiben. Ich habe mich lange gesträubt, weil ich keine Schriftstellerin bin und weil über das Gärtnern schon genug Bücher geschrieben sind. Dann habe ich gedacht: Es muss ja kein Buch über das Gärtnern werden. Es kann ein Buch über diesen einen Garten werden, über das, was ich in siebenunddreißig Jahren hier gelernt habe, und über das, was mir dabei wichtig geworden ist. Dafür muss man nicht mehr können als hinschauen und sich erinnern.

Ich war Lehrerin, ich bin Mutter und Großmutter, und ich habe mein halbes Leben in diesem Garten in Murnau-Westried verbracht. Das meiste, was ich über Pflanzen weiß, habe ich nicht aus Büchern. Ich habe es ausprobiert, oft falsch gemacht und dann anders gemacht. Was hier steht, ist deshalb keine Lehre, sondern Erfahrung. Was in

einem anderen Garten, auf anderem Boden, mit anderem Wetter gilt, weiß ich nicht. Bei mir ist es so.

Der erste Teil erzählt vom Garten: wie er geworden ist, nach welchen Regeln er lebt, was im Jahr zu tun ist. Der zweite Teil handelt von dem, was ich im Garten gelernt habe und was ich deshalb für wichtig halte, bei den Kindern, im Glauben, in der Hausapotheke, im Umgang mit dem, was man hat. Der dritte Teil handelt vom Altwerden. Das Buch folgt dabei dem Gartenjahr: Es beginnt im Februar mit den Schneerosen und endet im Januar mit den Samentüten auf dem Küchentisch. Zwischen den Kapiteln stehen kurze Stücke, die sagen, was gerade blüht und was zu tun ist, und jedes Kapitel beginnt in dem Monat, zu dem es gehört. Wer nur wissen will, wie ich kompostiere, kann gleich bei Kapitel neun anfangen; das spielt im Oktober.

*Linde Wunderer
Murnau-Westried*

GANZSEITIGES FOTO

Linde im Garten, bei der Arbeit oder im Phlox

TEIL I

Der Garten

AUS DEM GARTENJAHR

Februar

Unter der Hecke, wo der Schnee zuerst weggeht, blühen die Schneerosen. Sie stehen dort seit Jahrzehnten an derselben Stelle, im Halbschatten, und wollen nicht umgesetzt werden. Dann kommen die Winterlinge und die kleinen wilden Krokusse, nicht die dicken aus dem Gartencenter. An einem warmen Tag ist die erste Biene da. Für sie ist der Krokus das erste Futter nach dem Winter, deshalb lasse ich ihn in der Wiese und mähe dort erst, wenn das Laub eingezogen ist. Zu tun ist noch wenig: das Obst schneiden, wenn es nicht friert, die Vögel füttern, die Samentüten vom Herbst durchsehen. Die Hortensienköpfe vom Vorjahr bleiben noch stehen, sie schützen die neuen Knospen vor Spätfrost.

KAPITEL 1

Ein alter Garten

Im März, wenn der Schnee von der Wiese geht, sieht man einen Garten, wie er ist: die Wege, die Bäume, die Beete, das Gerüst ohne Schmuck. Ich gehe jedes Jahr um diese Zeit einmal langsam herum und schaue ihn an wie damals, als er noch nicht unserer war.

Vor siebenunddreißig Jahren haben mein Mann Uli und ich in Murnau-Westried ein altes Haus gekauft. Der Garten war schon da. Ein ländlicher Hausgarten, wie ihn hier früher jedes Anwesen hatte: ein paar alte Obstbäume, Wiese, Beete am Haus, eine Ecke für das Holz. Er war damals ungefähr fünfzig Jahre alt, und man hat gesehen, dass die Leute vor uns ihn gebraucht haben, nicht nur angeschaut. Die alten Bäume stehen zum Teil heute noch. Ich habe sie nicht gepflanzt, aber sie gehören zu dem, was mir am meisten bedeutet.

Wer einen Garten übernimmt, sollte im ersten Jahr möglichst wenig verändern. Das habe ich damals eher aus Unsicherheit getan als aus Klugheit, aber es war richtig. Man sieht in einem Jahr, wo die Sonne morgens und abends steht, wo das Wasser nach dem Regen stehen bleibt, wo es im Winter zieht, was im Frühjahr von allein

kommt. Wer gleich umgräbt, zerstört Dinge, die er noch gar nicht gesehen hat. Bei uns kamen im ersten Frühjahr Schneeglöckchen und Maiglöckchen an Stellen, an denen ich sonst gegraben hätte.

Der Boden

Wir wohnen am Rand des Murnauer Mooses. Der Bahnhof Grafenaschau ist zweihundert Meter entfernt, der Rundweg durch das Moos führt an unserem Eckgrundstück vorbei. Der Boden ist, was man hier überall hat: sauer, moorig, im Frühjahr lange nass, im Sommer trotzdem schnell trocken, weil er wenig Mineralisches enthält. In den Gartenbüchern steht, man solle so einen Boden kalken und verbessern. Ich habe das am Anfang versucht und wieder gelassen. Es hilft ein paar Jahre, dann ist es wieder, wie es war, und die Pflanzen, die ich damit anlocken wollte, sind trotzdem eingegangen.

Besser ist, Pflanzen zu nehmen, die diesen Boden mögen. Davon gibt es genug. Hortensien werden auf saurem Boden kräftig blau und rosa, ohne dass man etwas zugeben muss. Farne, Sibirische Schwertlilien, Trollblumen, Blutweiderich und Mädesüß wollen es feucht und sauer, bei mir stehen sie auf der nassen Wiese und sehen aus, als hätte man sie dort gezüchtet. Phlox mag feuchten Fuß und Sonne, das hat er hier beides. Primeln und Vergissmeinnicht säen sich auf diesem Boden selbst aus. Rosen tun sich schwer, Lavendel geht gar nicht, und die meisten Steingartenpflanzen kümmern. Das muss man hinnehmen. Was ich dem Boden gebe, ist Kompost, jedes Jahr, und Häckselgut auf die Wege. Beides macht ihn lockerer und hält das Wasser besser. Mehr braucht er nicht.



Wie er gewachsen ist

Der Garten hat ungefähr vierzehnhundert Quadratmeter. Einen Plan habe ich nie gehabt. Angefangen hat es mit drei Primeln, die mir jemand geschenkt hat. Ich habe sie an den Rand eines Beetes gesetzt, sie haben sich wohlgefühlt und ausgesät, und heute stehen sie zu Hunderten in der Wiese und unter den Bäumen, in Farben, die ich nie gekauft habe. So ist fast alles gekommen: Ableger von Nachbarn, Samen, die ich mir irgendwo eingesteckt habe, Stauden, die jemand im Herbst ausgegraben und wegwerfen wollte. Gekauft habe ich in all den Jahren kaum etwas. Eine Pflanze, die man geschenkt bekommt, bringt eine Geschichte mit. Wenn ich am Phlox vorbeigehe, denke ich an die Frau, von der der erste Ableger stammt.

Mit der Zeit sind Teile dazugekommen: das Gemüsebeet, ein Eck für die Küchenkräuter, der kleine Teich mit den Seerosen, die

Ein alter Garten

nasse Wiese, auf der ich die Schwertlilien gelassen habe, statt sie trockenzulegen, der Kompostplatz hinter dem Haus, das Salettl, in dem man sitzen kann. Nichts davon ist auf einmal entstanden. Ein Garten dieser Größe wächst zwanzig, dreißig Jahre, bis er so aussieht, als wäre er immer so gewesen.

Die Plakette

Vor einigen Jahren haben wir vom Landratsamt eine Plakette bekommen: Naturgarten, zertifiziert. Dafür musste der Garten einige Bedingungen erfüllen. Keine chemischen Pflanzenschutzmittel, kein Kunstdünger, kein Torf, ein gewisser Anteil heimischer Wildpflanzen, Lebensräume für Tiere. Neu war das für mich nicht, so habe ich immer gegärtnert. Aber ich habe mich über das Schild gefreut, denn es hängt am Zaun, und die Leute, die vorbeigehen und das Durcheinander sehen, verstehen dann: Das ist so gewollt.

Besucher sagen manchmal, der Garten sei ein Paradies. Ich widerspreche nicht mehr, aber ich sage dazu, dass es jeden Tag Arbeit macht. Beides stimmt.

Foto

*Blick über den Garten im Sommer, vom Zaun an der
Graf-Alban-Straße*

AUS DEM GARTENJAHR

April

Die Wiese vor dem Haus ist jetzt blau von Traubenhyazinthen und gelb vom Löwenzahn. Den Löwenzahn lasse ich stehen, die Bienen brauchen ihn, und die jungen Blätter kommen in den Salat. Die Primeln blühen in allen Farben, die sie sich über die Jahre selbst ausgedacht haben. Unter der Buche kommen die Maiglöckchen. Im Teich hat die Erdkröte gelaicht, die Kaulquappen stehen in schwarzen Wolken am Rand; einen Teil davon holt sich die Natter. Jetzt wird gesät: Bohnen erst nach den Eisheiligen, aber Erbsen, Mangold, Radieschen und Salat kommen schon in die Erde. Die Beete bekommen eine Lage Kompost, nicht untergegraben, nur obenauf. Und ich gehe mit dem Jätkorb herum und schaue, was von allein keimt, bevor ich etwas ausreiße.

KAPITEL 2

Eine gepflegte Wildnis

Im Mai ist bei uns alles so weit gewachsen, dass man vom Weg aus nicht mehr sieht, wo die Beete aufhören und die Wiese anfängt. Das ist die Zeit, in der am Zaun zum ersten Mal das Wort Wildnis fällt, manchmal anerkennend, manchmal nicht.

Eine gepflegte Wildnis, so nenne ich den Garten, und die meisten Leute lachen, weil sich das widerspricht. Ich meine es aber genau so. Eine Wildnis, in die niemand eingreift, ist auf vierzehnhundert Quadratmetern in wenigen Jahren ein Brennesselfeld mit Goldrute und Brombeere, und sonst nichts. Ein Garten, in dem alles nach Plan steht und jedes fremde Blatt entfernt wird, ist auf andere Art leer; es lebt wenig darin. Dazwischen liegt das, was ich versuche: die Pflanzen tun lassen, was sie wollen, bis eine anfängt, die anderen zu verdrängen. Dann greife ich ein. Vorher nicht.

Ein Besucher hat einmal gesagt, bei mir sei es „um a Fünferl a Durcheinand“. Das stimmt, und ich habe nichts dagegen. Aber das Durcheinander hat eine Ordnung, nur sieht man sie nicht auf den ersten Blick. Es ist eine Ordnung der Plätze, nicht der Pflanzen. Die

Foto

Der Teich mit den Seerosen

Plätze sind fest: das Gemüsebeet, das Kräutereck, die trockene Wiese, die nasse Wiese, der Teich, der Kompost, das Salettl, die Obstbäume. Was auf den Plätzen wächst, darf sich bewegen. Der Mohn steht jedes Jahr woanders. Die Ringelblumen wandern vom Kräutereck ins Gemüse. Die Akelei taucht auf, wo ich sie nicht gesät habe. Das lasse ich, solange es dem Platz nicht schadet.

Wo ich eingreife

Manche Pflanzen sind sehr dominant. Die Goldrute, der Giersch, die Brombeere, die Brennnessel, aber auch Stauden, die lieb aussehen und nach drei Jahren über alles hinweggewachsen sind. Die schneide ich zurück oder steche sie aus, und zwar gründlich, nicht halb. Beim Giersch hilft nur, immer wieder die Blätter abzureißen, bis die Wurzel

keine Kraft mehr hat; das dauert zwei Sommer. Die Goldrute reiße ich vor der Samenreife aus, sonst hat man sie im nächsten Jahr überall. Ich habe als Lehrerin gesehen, was passiert, wenn man die zwei Lautesten in einer Klasse alles bestimmen lässt: Die Stillen gehen unter. Im Garten ist es dasselbe. Vielfalt bleibt nicht von allein, man muss den Dominanten Grenzen setzen.

Mit den Nacktschnecken halte ich es ähnlich. Ein paar gehören dazu, sie räumen auf und sind Futter für Igel und Kröten. Wenn sie den Salat abräumen, sammle ich abends ab, am besten nach dem Regen mit einer Taschenlampe, und trage sie weit weg. Ein feuchtes Brett im Beet lockt sie tagsüber darunter, dann hat man sie beisammen. Salat ziehe ich vor und setze ihn erst, wenn er handgroß ist; kleine Pflanzen fressen die Schnecken in einer Nacht. Schneckenkorn kommt mir nicht ins Beet. Was die Schnecke vergiftet, vergiftet den Igel, der sie frisst.

Und es gibt die Stauden, die zu groß geworden sind und in der Mitte verkahlen. Phlox, Astern, Taglilien, Schwertlilien. Die teile ich alle paar Jahre, im Herbst nach der Blüte oder im zeitigen Frühjahr: ausgraben, mit dem Spaten in zwei oder drei Stücke stechen, das verholzte Mittelstück auf den Kompost, die äußeren Stücke neu setzen. Aus einer Pflanze werden drei, zwei davon bekommt jemand mit. Das hält die Pflanze jung und den Garten voll.

Mit der Hand

Ich arbeite fast nur mit der Hand. Es gibt bei uns keinen Rasenroboter, keinen Laubbläser, keine Motorsense. Nicht aus Grundsatz, sondern weil eine Maschine alle gleich behandelt. Sie sieht nicht, dass das eine Pflänzchen noch Zeit braucht und das

Foto

*Ein Beet im Sommer, in dem Kräuter, Gemüse und Blumen
durcheinander stehen*

andere schon zu viel Platz nimmt. Beim Jäten mit der Hand sieht man, was keimt, und kann es stehen lassen. Das geht langsamer, aber bei vierzehnhundert Quadratmetern muss man auch nicht alles auf einmal machen. Ich nehme mir jeden Tag ein Stück vor, und nach drei Wochen bin ich einmal herum.

Jede Pflanze braucht etwas anderes. Der Phlox will Sonne und einen feuchten Fuß. Die Schneerose will Schatten, Ruhe und niemals umgesetzt werden. Die Wegwarte will einen mageren Platz am Weg. Der Alant braucht Platz nach allen Seiten. Wer allen dasselbe gibt, denselben Dünger, dasselbe Wasser, dieselbe Pflege, dem geht es bei dreien gut und bei zehn schlecht. Jemand hat mir nach einem Besuch geschrieben, gerecht sei nicht, wer allen das Gleiche gibt, sondern wer jedem gibt, was zu ihm passt. Das gilt im Garten, und es hat in der Schule auch gegolten.

KAPITEL 3

Lasst die Natur einfach machen

Ende Mai sind die jungen Triebe der Rosen schwarz von Blattläusen, jedes Jahr. Das ist der Moment, in dem sich entscheidet, was für ein Gärtner man ist.

Wenn ich eine Regel habe, dann diese: so wenig eingreifen wie möglich. Das klingt bequem, ist aber das Schwerste am Gärtnern, weil man dauernd etwas tun möchte. Ich habe lange gebraucht, bis ich beim Zuschauen die Hände still halten konnte, und ganz gelingt es mir heute noch nicht.

Blattläuse

Sie sitzen an den Rosen, am Holunder, an den Bohnen. Früher habe ich gespritzt, wie alle. Heute warte ich. Nach einigen Tagen sind die Marienkäfer da, dann die Schwebfliegen, dann die Meisen, die ihre Jungen damit füttern. Nach zwei, drei Wochen sind die Läuse weg, nicht alle, aber genug, und den Rosen hat es nicht geschadet.

Foto

Marienkäfer an einem Trieb mit Blattläusen

Wer spritzt, nimmt den Meisen das Futter und den Marienkäfern den Grund, zu bleiben, und hat im nächsten Jahr erst recht Läuse, weil niemand mehr da ist, der sie frisst. Wenn es an einer Pflanze wirklich zu viel wird, streife ich die Läuse mit den Fingern ab oder spritze sie mit dem Wasserschlauch herunter. Das genügt.

So ist es bei fast allem. Der Mehltau am Phlox im August verschwindet, wenn man die Pflanze teilt und ihr mehr Luft gibt. Die Raupen am Kohl sammelt man ab oder deckt den Kohl mit einem Netz. Gegen Pilze an den Blättern hilft meistens nur Abwarten und im Herbst das Laub nicht liegen lassen. Ein Garten, in dem Läuse, Raupen und Schnecken vorkommen, ist kein kranker Garten. Krank wird er, wenn man alles wegspritzt, was stört, und dann ohne Spritze nicht mehr auskommt.

Was von allein gekommen ist

Das Schönste im Garten habe ich nicht gepflanzt. Der Weißdorn war eines Tages da, ein kleiner Trieb am Zaun, vermutlich von einem Vogel gesät. Ich habe ihn stehen lassen, weil ich sehen wollte, was daraus wird. Heute ist er ein Baum, blüht im Mai weiß und voller Bienen, und im Herbst holen sich die Amseln die Beeren. Vor zwanzig Jahren stand ein Mädchen aus der Nachbarschaft mit einem Buchentrieb am Zaun, den es daheim nicht pflanzen durfte, und fragte, ob ich ihn nehme. Ich habe ihm einen Platz mit Luft gegeben. Heute ist es ein stattlicher Baum, und das Mädchen hat längst einen eigenen Garten. Die Kriachal, die kleine wilde Pflaume, die früher in jedem Bauerngarten stand, habe ich aus einer Frucht samt Kern gezogen. Es hat Jahre gedauert, bis sie getragen hat. Ein veredelter Baum aus der Gärtnerei trägt schneller. Aber ich wollte wissen, ob es so auch geht, und es geht.

Vieles sät sich bei mir selbst aus, und ich lasse es: Mohn, Ringelblumen, Akelei, Vergissmeinnicht, Fingerhut, Nachtkerzen, Primeln. Man muss dafür die Samenstände stehen lassen, bis sie braun sind, und im Frühjahr beim Jäten die Keimlinge kennen. Wer alles, was er nicht gesät hat, als Unkraut ausreißt, hat nach zwei Jahren nur noch, was er gekauft hat.

Muss das sein?

Lassen heißt nicht, nichts tun. Ich jäte, schneide, teile, gieße, jeden Tag. Aber vor jedem Eingriff frage ich: Muss das sein, oder mache ich es, weil man es so macht? Den Rasen wöchentlich mähen, die Rosen spritzen, das Laub wegfahren, die Stauden im Herbst bodeneben abschneiden: Das meiste davon muss nicht sein. Die Stauden lasse

ich über den Winter stehen, die Vögel holen sich die Samen, und das trockene Laub schützt die Wurzeln. Geschnitten wird im März. Das spart im Herbst Arbeit und ist für die Pflanzen besser.

Diese Frage habe ich mir auch außerhalb des Gartens angewöhnt. Vieles, was man tut, tut man, weil man es immer getan hat oder weil die anderen es tun. Wenn man es einmal weglässt, merkt man oft, dass nichts fehlt. Ich bin so nicht nur zu einem einfacheren Garten gekommen, sondern auch zu einem einfacheren Alltag.

AUS DEM GARTENJAHR

Juni

Die Polyantharosen blühen in Büscheln, die Pfingstrosen biegen sich unter dem eigenen Gewicht, auf der nassen Wiese stehen die Schwertlilien blau und die Trollblumen gelb. Der Holunder blüht, davon kommen ein paar Dolden in Teig gebacken auf den Tisch und der Rest wird zu Sirup. Im Teich sitzen die ersten kleinen Kröten am Rand. An den Rosen sitzen die Blattläuse, und die Meisen haben Junge. Die trockene Wiese wird jetzt zum ersten Mal gemäht, mit der Sense, und der Schnitt kommt weg, damit die Wiese mager bleibt und die Blumen nicht vom Gras verdrängt werden. Die Erdbeeren sind reif, und die Erbsen. Es ist die Zeit der Führungen, und wer geht, hat meistens einen Ableger in der Hand.

KAPITEL 4

Von Februar bis November

Um die Sonnenwende ist es um fünf schon hell, und ich bin draußen, bevor die Nachbarn aufstehen. Im Juni blüht so viel auf einmal, dass Besucher fragen, ob das bei uns das ganze Jahr so ist. Das ganze Jahr nicht. Aber von Februar bis November blüht immer etwas, und das ist keine Kunst, man braucht nur Pflanzen, die zu verschiedenen Zeiten dran sind, und man muss sie lassen. Dann übernimmt eine von der anderen, und es gibt im Jahr nur wenige Wochen, in denen die Bienen nichts finden.

Es beginnt mit den Schneerosen, oft noch im Schnee, dann Winterlinge, Schneeglöckchen und die kleinen Krokusse. Im April Traubenhyazinthen, Primeln, Löwenzahn, Vergissmeinnicht, dann die Maiglöckchen. Im Mai blüht der Weißdorn, und die Obstbäume kommen nacheinander, zuerst die Kirschen, dann Zwetschgen und Kriachal, zuletzt die Äpfel. Im Juni die Polyantharosen, die kleinen Büschelrosen, die auf unserem Boden besser zurechtkommen als die großen Edelrosen, dazu Pfingstrosen, Mohn, Akelei, Schwertlilien und Trollblumen auf der nassen Wiese, der Holunder. Im Juli und



Foto

Der Phlox im August, mit Montbretien und Hortensien

August der Phlox, die Montbretien, Hortensien, Feuerlilien, Taglilien, Goldruten, dazwischen Ringelblumen und Blutweiderich, dann die Sonnenblumen. Im September die Herbanemonen und die Fetthenne, und zum Schluss die Asten, bis der erste harte Frost sie holt.

Alle vierzehn Tage sieht der Garten anders aus. Wer im Mai da war, kennt ihn im August nicht. Mir ist er in siebenunddreißig Jahren nicht langweilig geworden.

Der Tag

Ich gehe morgens hinaus, bevor ich frühstücke, im Sommer um fünf, im Winter, wenn es hell wird, und mache immer dieselbe Runde: zum Teich, die Fische füttern, an den Beeten entlang, zum Kompost, einmal ums Haus. Dabei sehe ich, was in der Nacht passiert ist, was aufgegangen ist, was umgefallen ist, wo die Schnecken waren, ob der Teich klar ist. Danach weiß ich, was heute zu tun ist. Einen Wochenplan habe ich nicht. Der Garten sagt es mir jeden Morgen neu.

Gearbeitet wird vormittags, bis es heiß wird oder der Rücken sagt, dass es reicht. Abends gehe ich noch einmal hinaus, gieße, wenn es nötig ist, aus den Regentonnen, nie mittags und nie über die Blätter, sondern an den Fuß der Pflanze, und sammle Schnecken. Im Winter gibt es wenig zu tun, aber die Runde mache ich trotzdem. Man sieht dann die Form des Gartens, die Wege, die Bäume, das Gerüst. Und man merkt, wo im Sommer etwas gefehlt hat.

Zeit

Mir hat diese Ordnung immer gut getan, der gleiche Tagesablauf, der gleiche Jahreslauf. Ich habe einmal einen alten Benediktinerabt sagen hören, wer seinen Tag in eine feste Ordnung bringt, müsse nicht jeden Morgen neu entscheiden, was er mit seinem Leben anfangen soll, und habe deshalb den Kopf frei für das, was wirklich kommt. Das kann ich bestätigen. Die Runde am Morgen ist meine Ordnung. Sie nimmt mir das Überlegen ab und lässt mich sehen.

Dazu gehört, an einem Ort zu bleiben. Siebenunddreißig Jahre derselbe Boden, dieselben Bäume, derselbe Blick auf die Berge. Man kennt einen Garten nach dreißig Jahren erst richtig; vorher glaubt man nur, ihn zu kennen. Im zwanzigsten Jahr habe ich noch



Ecken entdeckt, in denen etwas anderes wuchs, als ich dachte. Mit Menschen ist es ähnlich. Was man im Vorübergehen von ihnen weiß, ist wenig. Was man nach Jahren von ihnen weiß, ist immer noch nicht alles.

Das erste Wort in der Regel des heiligen Benedikt heißt: Höre. Ich halte das für das erste Wort auch für jeden Gärtner, ganz nüchtern gemeint. Der Boden sagt, was er trägt. Die Blätter sagen, ob die Pflanze zu nass oder zu trocken steht: hängend und gelb ist zu nass, hängend und schlaff ist zu trocken. Die Kröte sagt, ob der Teich in Ordnung ist, daran, ob sie wiederkommt. Die Bienen sagen, ob genug blüht. Man muss nur hinschauen, und dafür braucht man die Runde am Morgen.

TEIL II

Was der Garten lehrt

KAPITEL 5

Kinder wachsen lassen

Im Juli, in den Sommerferien, sind die Enkel da. Sie bekommen ein eigenes Beet, eine kleine Schaufel und die Erlaubnis, dort zu machen, was sie wollen, und ich schaue zu, was sie damit anfangen. Dabei fällt mir jedes Jahr wieder ein, was ich in der Schule gelernt habe.

Bevor ich Gärtnerin war, war ich Lehrerin, viele Jahre. Wenn mich jemand fragt, was ich dabei gelernt habe, sage ich: das Gleiche wie im Garten, nur habe ich es im Garten besser verstanden, weil Pflanzen nicht widersprechen.

Nicht immer an ihnen herummachen

Ich habe einmal zu einer Zeitung gesagt, mit den Pflanzen sei es wie mit kleinen Kindern, die müsse man auch mal lassen und nicht immer an ihnen herummachen. Das ist gedruckt worden, und ich stehe dazu. Eine Pflanze, die man dauernd umsetzt, zurückschneidet, düngt und anbindet, wird nicht kräftiger. Sie wurzelt nicht ein und

blüht schlecht. Ich sehe das bei Besuchern, die alles richtig machen wollen und deshalb zu viel machen. Eine Pflanze braucht einen passenden Platz, Wasser, wenn es trocken ist, und sonst Ruhe.

Bei Kindern ist es nicht anders, nur sieht man es später. Ich habe in der Schule Kinder erlebt, die von einem Termin zum nächsten gefahren wurden, Musik, Sport, Nachhilfe, Förderung, und die am Montag schon müde waren. Und Kinder, die nachmittags einfach draußen waren, am Bach, im Wald, im Garten der Großmutter. Die zweiten waren meistens die wacheren. Sie hatten Zeit, in der niemand an ihnen herumgemacht hat.

Was in ihnen steckt

Ich kann eine Pflanze pflegen und ihr einen guten Platz geben. Wachsen muss sie selbst, und ob aus ihr ein Phlox wird oder eine Aster, steht im Samen fest. Meine Aufgabe ist nicht, aus einer Aster einen Phlox zu machen, sondern zu erkennen, was da ist, und ihr zu helfen, das zu werden. Ich habe vor einigen Jahren einem Hirnforscher zugehört, der dasselbe über Kinder gesagt hat: Jedes Kind komme mit mehr Möglichkeiten auf die Welt, als es je brauchen wird, und die Frage sei nicht, was man hineinbringt, sondern was man herauskommen lässt. Und er hat gesagt, dass wir Kindern am meisten schaden, wenn wir sie zu Objekten machen, zu Objekten unserer Erwartungen, Pläne und Ängste. Ein Kind merke das sofort.

Ich habe als Lehrerin Kinder zu Objekten gemacht, nicht aus Bosheit, sondern weil der Lehrplan es verlangte und alle es so taten. Wer nicht hineinpasste, war ein Problem. Heute weiß ich, dass die, die nicht hineingepasst haben, oft die Interessantesten waren. Man hätte ihnen Platz lassen müssen, wie dem Mohn, der sich seinen Platz selbst

FOTO

Kinderhände in der Erde, oder ein Kind beim Ernten

sucht. Das ist das eine, was ich als Lehrerin anders machen würde. Das andere nicht: Ich war nicht weich, und das war richtig. Kinder brauchen klare Grenzen genauso wie die Goldrute. Nur innerhalb der Grenzen sollen sie wachsen dürfen, wie sie wollen.

Begeisterung

Derselbe Hirnforscher hat gesagt, ein Kind lerne nur, was es begeistert; alles andere vergesse es, sobald die Prüfung vorbei ist. Das habe ich jedes Schuljahr erlebt, ohne eine Erklärung dafür zu haben. Ein Kind, das sich für etwas interessiert, lernt von allein und behält es. Ein Kind, das man zwingt, lernt für den Augenblick und

verlernt dabei die Freude. Deshalb halte ich wenig von Zwang, nicht aus Weichheit, sondern weil er nicht funktioniert.

Was funktioniert, ist dasselbe wie bei den Pflanzen: hinschauen, was eines von sich aus will, und den Weg frei machen. Will ein Kind Käfer sammeln, bekommt es ein Glas und ein Buch über Käfer. Will es graben, bekommt es ein Beet, auf dem niemand anderer etwas zu sagen hat. Will es gerade nichts, lässt man es eine Weile nichts wollen; das geht vorbei. Ich habe Kinder erlebt, die zappelten und nicht stillsitzen konnten und die man heute mit Tabletten ruhig stellt. Die meisten waren nicht krank. Sie hatten zu wenig Bewegung, zu wenig Luft und zu wenig Erde unter den Fingernägeln. Ein eigenes Beet und eine kleine Schaufel haben bei solchen Kindern mehr bewirkt als jedes Gespräch. Sie werden ruhig dabei, nicht gefügig, sondern versunken.

Meinen Enkeln gebe ich Kürbispflanzen mit, wenn sie da waren, und zeige ihnen, wie man sie setzt: ein Loch, eine Schaufel Kompost hinein, die Pflanze, viel Wasser, viel Platz. Manche vergessen es. Manche schicken mir im Herbst ein Foto von einem Kürbis aus einem Garten, in dem ich nie war.

KAPITEL 6

Vom Herrgott im Garten

An einem Julimorgen um fünf ist die Luft noch kühl, über dem Moos liegt Dunst, und die Amseln haben schon angefangen. Jeden Morgen, wenn ich hinausgehe, danke ich meinem Herrgott. Dafür, dass ich noch da bin, dass ich noch hinausgehen kann, für die Pflanzen, die stehen, und für die Hände, die noch funktionieren. Das ist mein Gebet. Es ist kurz, es ist jeden Tag dasselbe, und ich brauche dafür keine Kirche.

Ich bin katholisch, wie man hier katholisch ist, mit der Kirche im Dorf, der Maiandacht und dem Kreuz im Herrgottswinkel. Ich gehe in die Kirche und habe nichts gegen sie. Aber ich habe nie geglaubt, dass der liebe Gott nur dort zu finden ist. Es gibt einen Münchner Pfarrer, der das deutlicher sagt als ich: Gott sei im Leben, beim Essen, bei der Arbeit, beim Lachen, und wer ihn nur sonntags um zehn sucht, suche an einem Ort nach jemandem, der überall ist. Mir ist das aus dem Herzen gesprochen. Wenn ich zuschaue, wie aus einem Samenkorn, das kleiner ist als ein Stecknadelkopf, eine Pflanze mit Wurzeln, Blättern, Blüten und wieder Samen wird, und wie das jedes

Jahr geschieht, ohne dass ein Mensch etwas dazutun muss, dann weiß ich, dass es einen Schöpfer gibt. Beweisen kann ich das nicht. Ich will auch niemanden bekehren. Aber wer zweifelt, soll einmal im April drei Tage lang dieselbe Knospe anschauen.

Bebauen und bewahren

Ganz vorn in der Bibel steht, dass Gott den Menschen in einen Garten gesetzt hat, mit dem Auftrag, ihn zu bebauen und zu bewahren. Zwei Wörter, beide gleich wichtig. Bebauen heißt pflanzen, ernten, etwas daraus machen. Bewahren heißt schonen, nicht ausplündern, so hinterlassen, wie man es vorgefunden hat, oder besser. Das Bebauen haben wir Menschen ernst genommen. Das Bewahren haben wir vergessen, und das sieht man jetzt an den Böden, an den Insekten, am Wetter. Ich kann daran wenig ändern. Aber auf vierzehnhundert Quadratmetern kann ich beides tun, jeden Tag. Ich glaube, dass ein so gepflegter Garten auch eine Art Gebet ist, eines ohne Worte.

Geschwister

Der heilige Franziskus hat die Sonne seinen Bruder genannt und den Mond seine Schwester, das Wasser, das Feuer, die Erde auch, und er hat das nicht als schönes Bild gemeint. Alle Geschöpfe sind verwandt, weil sie aus derselben Hand kommen. Wer das so sieht, geht mit der Erde anders um. Die Kröte im Teich ist dann eine Verwandte, die Natter auch, obwohl ich sie weniger gern habe, die Meise, der Regenwurm, die Biene im Februar. Das heißt nicht, dass



Foto

Morgenlicht im Garten, Tau auf einem Blatt

ich keine Schnecken absammle. Aber es heißt, dass es im Garten keine Feinde gibt, nur Geschöpfe, die man im Gleichgewicht halten muss.

Beten mit den Händen

Die Benediktiner sagen: Bete und arbeite. Ein alter Abt hat erklärt, das sei nicht zweierlei, man könne mit den Händen beten, wenn man die Arbeit mit Aufmerksamkeit tut. Wenn ich im Beet knie und die Erde um ein Pflänzchen andrücke, ist das Arbeit, aber es ist auch Dank, und manchmal ist es das einzige Gebet, zu dem ich an dem Tag komme. Derselbe Abt hat gesagt, das Wort Demut hänge mit dem Humus zusammen, mit der Erde, und demütig sein heiße nicht, sich

klein zu machen, sondern nahe am Boden zu bleiben. Für demütig habe ich mich nie gehalten, dazu bin ich zu stur. Aber nahe am Boden bin ich jeden Tag.

Dietrich Bonhoeffer, der evangelische Pfarrer, den die Nazis kurz vor Kriegsende hingerichtet haben, hat geschrieben, ein Glaube sei nichts wert, der sich nicht im Tun zeigt. Ich habe nichts Großes getan und bin nicht mutig. Aber ich kann versuchen, jeden Tag gut zu den Pflanzen zu sein, zu den Tieren, zu den Leuten am Zaun. Das ist klein, und es ist nicht nichts. Und es ist, anders als das, was ich glaube, nicht anzuzweifeln: Es steht im Garten.

Frohsinn

Zum Glauben gehört für mich der Frohsinn. Ich kenne Leute, die ihren Glauben wie eine Last tragen, voller Angst vor Strafe. Das ist nicht mein Gott. Wer die Montbretien in diesem Orange gemacht hat und die Fische, die beim Füttern schmatzen, hat sich dabei gefreut. Der Volksmund sagt: Dem Fröhlichen ist jedes Unkraut eine Blume, dem Pessimisten jede Blume ein Unkraut. Es ist derselbe Löwenzahn. Der eine sieht Arbeit, der andere sieht Gelb und eine Pflanze, die man essen kann. Ich habe mich für das zweite entschieden, und es ist mir in den schweren Jahren leichter gefallen als in den leichten, weil man es dann braucht.



Foto

Löwenzahn in der Wiese, nah, im Gegenlicht

AUS DEM GARTENJAHR

August

Der Phlox steht in allen Rosatönen, und man riecht ihn, bevor man ihn sieht. Dazwischen die Montbretien, die Hortensien, die Sonnenblumen. Vor dem Phlox steht abends das Taubenschwänzchen in der Luft wie ein kleiner Kolibri. Jetzt wird jeden Tag geerntet: Bohnen, Gurken, Zucchini, Mangold, die ersten Zwetschgen und Äpfel, und ich brauche im Sommer so gut wie nichts zu kaufen. Was zu viel ist, wird eingekocht oder verschenkt. Gegossen wird nur, was wirklich hängt, abends, aus den Tonnen, an den Fuß der Pflanze. Beim Phlox kommt jetzt der Mehltau; die befallenen Stängel schneide ich heraus, und im Herbst wird die Pflanze geteilt, damit sie mehr Luft hat. Die Samenstände von Mohn, Akelei und Ringelblume lasse ich stehen, bis sie braun sind, dann sammle ich einen Teil in Papiertüten und lasse den Rest fallen.

KAPITEL 7

Die Hausapotheke aus dem Garten

Im August werden die Kräuter geschnitten, vormittags, wenn der Tau weg ist, und in der Küche hängen die Büschel zum Trocknen. Das ist die Zeit, in der die Hausapotheke für den Winter entsteht.

Früher hatte jedes Haus seine Apotheke im Garten. Die Großmutter wusste, welches Kraut bei Husten hilft, welches bei Bauchweh, welches auf eine Wunde kommt. Das Wissen stand nicht in Büchern, es ging von einer Frau zur nächsten. Heute kaufen wir bei jedem Zwicken eine Schachtel. Ich habe nichts gegen die Medizin, sie hat Leben gerettet, und wer krank ist, soll zum Arzt gehen. Aber für die kleinen Dinge, den Husten, den Insektenstich, die aufgesprungenen Hände, den schlechten Schlaf, reicht meistens, was im Garten wächst. Es ist schade, dass das so viele vergessen haben.

Meine Heilpflanzen stehen nicht in einem eigenen Beet. Sie wachsen verstreut, wo es ihnen passt, und wer sie nicht kennt, hält sie für Unkraut. Die meisten Heilpflanzen sind das, was andere Leute ausreißen.

Was bei mir wächst, und wofür

Blutweiderich. Dunkelrosa Blütenkerzen am Teich, den ganzen Sommer, voller Bienen. Im Mittelalter hat man ihn bei Hautproblemen und Durchfall gegeben; man sagt ihm auch nach, dass er den Blutzucker senkt. Ich habe ihn vor allem für die Augen und für die Bienen, nehme ihn selten, aber weiß, dass er da ist.

Alant. Eine große Pflanze, über Kopfhöhe, mit gelben Blüten wie kleine Sonnen. Aus der Wurzel hat man früher Hustenbonbons gemacht. Sie löst den Schleim und beruhigt den Hals. Man gräbt die Wurzel im Herbst, schneidet sie in Scheiben, trocknet sie und kocht davon einen Tee, der bitter ist und hilft. Der Alant braucht Platz und bekommt ihn bei mir am Rand des Gemüsebeets.

Wegwarte. Himmelblaue Blüten, nur vormittags offen, am liebsten an mageren Stellen am Weg. Aus der gerösteten Wurzel hat man Kaffee-Ersatz gemacht. Meine Mutter hat ihn noch gekannt. Er schmeckt nicht wie Kaffee, aber gut auf seine Art, und er macht nicht abhängig.

Ringelblume. Sät sich überall aus. Aus den Blüten mache ich eine Salbe: Die Blüten an einem trockenen Vormittag pflücken, in ein Glas geben, mit Olivenöl bedecken und drei Wochen an einem hellen Platz stehen lassen, ab und zu schütteln. Dann abseihen, das Öl im Wasserbad leicht erwärmen und auf hundert Milliliter Öl etwa zehn Gramm Bienenwachs einrühren, bis es geschmolzen ist. In kleine Gläser füllen, kühl stellen. Das kommt auf alles, was rau, rissig oder aufgeschürft ist. Ich verschenke sie an die Enkel, und damit geht auch das Rezept weiter.

Spitzwegerich. Wächst in jeder Wiese. Ein Blatt zerreiben und auf einen Insektenstich oder eine Brennnesselquaddel legen, der Juckreiz lässt gleich nach. Die jungen Blätter, mit Zucker in Schichten in

ein Glas gelegt und einige Wochen stehen gelassen, geben einen Hustensirup.

Kamille, Pfefferminze, Melisse, Salbei, Thymian. Für den Tee. Kamille bei Bauchweh und zum Spülen, Minze und Melisse für den Magen und die Nerven, Salbei zum Gurgeln bei Halsweh, Thymian bei Husten. Geschnitten wird vor oder zu Beginn der Blüte, am Vormittag, wenn der Tau weg ist; getrocknet im Schatten, in Büscheln aufgehängt oder auf Zeitungspapier ausgelegt, nie in der Sonne und nie im Backofen, sonst verliert das Kraut den Geruch. Wenn die Blätter rascheln, kommen sie in Papiertüten, beschriftet, dunkel und trocken aufbewahrt. Nach einem Jahr wird der Rest auf den Kompost getan.

Johanniskraut, Schafgarbe, Holunder. Johanniskraut, in Öl angesetzt wie die Ringelblume, gibt ein rotes Öl für verspannte Muskeln und kleine Verbrennungen; man sollte danach nicht in die pralle Sonne gehen. Schafgarbe als Tee bei Frauenbeschwerden und für die Verdauung. Holunderblüten im Juni als Sirup, Holunderbeeren im September gekocht als Saft gegen die Erkältung; roh sind die Beeren nicht bekömmlich.

Was Hildegard gewusst hat

Die heilige Hildegard von Bingen hat im zwölften Jahrhundert über die Heilkraft der Pflanzen geschrieben, und man liest sie heute noch. Sie war Äbtissin, hat Musik komponiert, Briefe an Kaiser und Päpste geschrieben und sich mit Pflanzen ausgekannt wie wenige. Sie hat geglaubt, dass in jede Pflanze eine eigene Kraft gelegt ist und dass wir sie erkennen und nutzen sollen, ohne sie zu missbrauchen. Nicht alles, was sie empfiehlt, würde man heute noch so machen. Aber die Haltung stimmt.

Foto

Alant in Blüte, oder ein Strauß frisch geschnittener Kräuter

Es geht mir dabei weniger darum, dass die Kräuter besser wären als die Tabletten. Bei vielem sind sie es nicht. Es geht um die Verbindung. Wer weiß, dass die Pflanze am Wegrand gegen seinen Husten hilft, geht anders am Wegrand vorbei. Er reißt sie nicht aus und sieht sie überhaupt erst. Wer das Wissen verliert, verliert auch den Blick, und wem der Blick fehlt, dem ist es gleich, ob am Wegrand etwas wächst oder Kies liegt.

Das Wichtigste an der Hausapotheke ist das Vorbeugen. Wer jeden Tag im Garten ist, sich bückt, trägt, gräbt und isst, was er gezogen hat, braucht die Apotheke seltener. Uli hat mit fünfundachtzig ausgesehen wie ein Siebzigjähriger, das hat die Zeitung geschrieben, und es stimmt; das hat kein Kraut gemacht, sondern die Arbeit draußen. Krankheit fragt nicht, ob man im Garten war. Aber für Rücken, Schlaf und Stimmung kenne ich nichts Besseres.

KAPITEL 8

Die Schönheit

Ende August, wenn das Licht am Abend flach von der Seite kommt, steht der Phlox eine halbe Stunde lang so, dass man die Arbeit stehen lässt und hinschaut. Dafür hält man einen Garten, auch wenn man es nicht zugibt.

Ich liebe die Schönheit. Manche halten das für etwas Oberflächliches. Ich habe im Garten gelernt, dass es das Gegenteil ist: Schönheit ist ein Zeichen dafür, dass etwas stimmt.

Wo eine Pflanze schön steht, kräftig, mit gesunden Blättern und vielen Blüten, passt der Platz, der Boden, das Licht, die Nachbarschaft. Wo sie kümmerlt, hat etwas gefehlt, meistens durch meine Schuld: zu eng gesetzt, zu nass, zu schattig, zu viel Konkurrenz. Ich brauche keinen Fachmann, der mir sagt, ob der Garten gesund ist. Ich brauche nur hinzuschauen. Das ist das älteste Messgerät, das es gibt, und ich traue ihm auch außerhalb des Gartens. Ein Haus, eine Arbeit, ein Leben, das schön ist, ist meistens auch in Ordnung. Man muss nur den Mut haben, dem eigenen Auge zu glauben.

Foto

Eine Blüte ganz nah, so dass man die Struktur sieht

Augen trainieren

Die Augen stumpfen ab, wenn man sie nicht benutzt, wie die Beine. Deshalb schaue ich jeden Tag etwas an, nicht im Vorbeigehen, sondern richtig, eine Minute lang. Eine Blüte. Einen Käfer auf einem Blatt. Die Rinde der alten Zwetschge. Die Unterseite eines Farnwedels mit den braunen Punkten in Reihen. Den Tau, der im Frauenmantelblatt eine Kugel bildet. Das Licht, das abends von der Seite durch den Phlox fällt. Es ist alles umsonst, und die meisten gehen daran vorbei. Jemand hat mir nach einem Besuch einen Satz von Rilke geschickt, dass die meisten Menschen gar nicht wüssten, wie viel Schönheit in den kleinsten Dingen steckt, in einer Blume, einem Stein, einer Baumrinde. Ich habe ihn mir aufgehoben. Nicht die großen Dinge sind das Problem, die sieht jeder. Es sind die kleinen.

Keine Schmutdelecken

Schönheit im Garten ist keine zusätzliche Arbeit. Sie entsteht von allein, wenn man richtig arbeitet. Ich muss eine Pflanze nicht schön machen, nur richtig behandeln. Worauf ich achte, ist, dass es keine Schmutdelecken gibt. Keine Ecke hinter dem Haus mit leeren Töpfen, keinen Stapel alter Bretter, der auf irgendwann wartet, keinen zerfallenen Kompost. Das Holz ist gestapelt, die Regentonnen stehen an ihrem Platz, die Werkzeuge hängen an der Wand. Nicht für die Besucher, sondern für mich, weil ich jeden Tag daran vorbeigehe und nicht wegschauen will. Eine alte Freundin hat mir geschrieben: Linde, was du machst, machst du ganz. Halbe Sachen sehen nie gut aus, ein halb gejätetes Beet, ein halb geschnittener Strauch. Was man tut, soll man zu Ende tun oder gleich bleiben lassen.

Die alten Holzhütten lasse ich dagegen verwittern. Grau gewordenes Holz ist schöner als gestrichenes, und es gehört zu diesem Garten. Nicht alles, was alt ist, ist eine Schmutdelecke. Der Unterschied ist, ob etwas vernachlässigt ist oder ob man es so gelassen hat.

Was andere gesehen haben

Unser Malerfreund Gerhard Seilmeier hat ein Aquarell von unserem Garten gemalt, es hängt bei uns im Haus. Er hat erzählt, die Aquarellmaler hätten sich an den Motiven nicht sattsehen können. Das hat mich mehr gefreut als die Plakette. Ein Maler sieht nicht die Arbeit, die Schnecken und die siebenunddreißig Jahre, sondern Farbe, Licht und Form. Wenn er findet, dass es sich zu malen lohnt, ist es wohl wirklich schön. Eine Besucherin, deren Namen ich nicht kenne, hat ein Gedicht über den Mohn in unserem Garten geschrieben und

Foto

*Das Aquarell von Gerhard Seilmeier, wenn er
einverstanden ist, sonst das Salettl mit Blick in den Garten*

es in den Briefkasten geworfen. Ich habe es aufgehoben. Man sieht den eigenen Garten anders, wenn jemand ihn einem mit anderen Augen zurückgibt.

Ich wundere mich oft, was Menschen an Hässlichem aushalten, in Häusern, auf Straßen, in dem, was sie kaufen, weil es billig war. Dann wundern sie sich, dass sie müde werden. Eine Pflanze, der man das Licht nimmt, wird gelb, auch wenn man sie sonst gut versorgt. Mit uns ist es nicht viel anders. Das Schöne kostet meistens nichts. Um fünf Uhr morgens im eigenen Garten zu stehen, wenn die Vögel anfangen und das erste Licht über die Berge kommt und der Phlox langsam von grau auf rosa geht, kostet nichts außer dem frühen Aufstehen.

AUS DEM GARTENJAHR

Oktober

Die A stern blühen, und auf ihnen sitzen die letzten Bienen des Jahres. Die Walnüsse fallen; was das Eichhörnchen übrig lässt, wird getrocknet. Die Buche wird gelb, und ihr Laub kommt dorthin, wo es hingehört: unter die Sträucher, auf die Beete, auf den Kompost. Jetzt werden die Stauden geteilt, die zu groß geworden sind, Phlox, Taglilien, Schwertlilien, und die Ableger stehen in Töpfen am Zaun für die, die vorbeikommen. Der Kompost wird umgesetzt, das Häckselgut vom Weg ins Beet geschaufelt, die Wege neu belegt. Die Regentonnen werden geleert, bevor es friert. Was verblüht ist, bleibt stehen, Hortensien, Fetthenne, Sonnenblumen, Samenstände; die Vögel holen sich daraus den Winter über etwas, und geschnitten wird erst im März. Die trockene Wiese wird zum zweiten und letzten Mal gemäht.

KAPITEL 9

Kein Blatt verlässt meinen Garten

Im Oktober fällt das Laub, und bei uns bleibt es liegen, unter den Sträuchern, auf den Beeten, auf dem Kompost. Die Nachbarn fahren ihres weg. Wir hätten gar keinen Platz, wohin.

Kein Blatt und kein Ast verlässt meinen Garten. Alles, was hier wächst, bleibt hier: Es wird gehäckselt, kompostiert, auf die Wege gestreut und im Herbst ins Beet geschaufelt. Nichts wird weggefahren, und Dünger habe ich seit Jahrzehnten nicht gekauft. In der Natur gibt es keinen Abfall. Das Laub der Buche wird zur Erde, in der die Maiglöckchen wachsen; der tote Ast wird zum Quartier der Käfer, die Käfer zum Futter der Meise. Wer im Garten in diesem Kreis bleibt, hat weniger Arbeit, keine Kosten und von Jahr zu Jahr besseren Boden.

Der Kompost

Ein Gartenführer hat einmal gefragt, ob das Geheimnis des Gartens in der ausgefeilten Kompostwirtschaft liege, und das Bayerische Fernsehen ist gekommen, um das zu ergründen. Ausgefeilt ist daran nichts. So mache ich es:

Ich habe drei Haufen hinter dem Haus, im Halbschatten, auf der nackten Erde, damit die Würmer von unten hineinkommen. Auf den ersten kommt alles, was anfällt: Küchenabfälle, Kaffeesatz, Eierschalen, Jätgut, Rasenschnitt, Laub, gehäckselte Zweige, der Mist, wenn ich welchen bekomme. Kein Fleisch, kein Gekochtes, keine kranken Pflanzen und keine Wurzelunkräuter wie Giersch oder Quecke, die treiben im Kompost weiter. Wichtig ist die Mischung: Grünes und Feuchtes im Wechsel mit Braunem und Trockenem. Rasenschnitt allein fault und stinkt; mit Häckselgut oder Laub dazwischen rottet er sauber. Der Haufen soll feucht sein wie ein ausgedrückter Schwamm, nicht nass. Wenn es lange trocken ist, gieße ich ihn, wenn es lange regnet, decke ich ihn mit einem alten Teppichrest ab.

Nach einem halben Jahr setze ich den Haufen einmal um, das Äußere nach innen, dann wird der zweite daraus. Nach einem Jahr ist er fertig: dunkel, krümelig, er riecht nach Waldboden, und man erkennt nichts mehr von dem, was hineingekommen ist. Den siebe ich grob, das Unverrottete kommt auf den neuen Haufen zurück, und der Rest geht als fingerdicke Schicht auf die Beete, im Frühjahr oder im Herbst, nicht untergegraben, nur obenauf. Die Würmer holen ihn sich hinunter. Umgraben tue ich seit Jahren nicht mehr; der Boden ist unter dem Kompost locker genug.

Auf dem halbfertigen Haufen sprießen im Frühjahr die Kartoffeln und Kürbisse, die mit den Küchenabfällen hineingekommen sind.

FOTO

*Der Kompostplatz mit den drei Haufen, vielleicht mit
einem Kürbis darauf*

Ich lasse sie wachsen. Die schönsten Kürbisse, die ich geerntet habe, kamen vom Kompost, ohne dass ich etwas dazu getan hätte.

Der Kompost ist ordentlich aufgeschichtet, stinkt nicht, und wenn man genau hinschaut, sieht er sogar gut aus. Es darf bei mir keine Schmutzdecken geben, auch nicht dort, wo niemand hinsieht. Ein Garten, der nur vorn schön ist, ist keiner.

Häckselgut

Was nicht auf den Kompost geht, wird gehäckselt: Äste, Zweige, der Schnitt von Sträuchern und Obstbäumen. Der Häcksler ist die einzige Maschine, die ich mir gönne. Mit dem Häckselgut lege ich die

Wege zwischen den Beeten aus, etwa fünf Zentimeter dick. Man geht weich darauf, es wächst kaum etwas durch, und der Boden darunter bleibt feucht. Nach einem Jahr ist es halb verrottet, dann schaufle ich es vom Weg ins Beet und lege den Weg neu. So wandert jeder Ast einmal um den Garten, bis er Erde ist.

Essen aus dem Garten

Im Sommer kaufe ich so gut wie kein Obst und Gemüse. Es gibt Mangold, Gurken, Weißkraut, Lauch, Bohnen, Zwiebeln, Kürbis, Zucchini, Salat, Kartoffeln vom Kompost. Dazu Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren, Kirschen, die wilden Mirabellen, Zwetschgen, Äpfel, und die Walnüsse, von denen das Eichhörnchen seinen Teil nimmt. Nicht jedes Jahr ist alles gleich gut. Manches wächst üppig, anderes kümmer, das Wetter redet mit. Aber irgendetwas wächst immer. Ich brauche immer etwas zu naschen, sage ich bei den Führungen, und meine das wörtlich: Ich gehe nicht durch den Garten, ohne irgendwo hineinzubeißen.

Gekauft habe ich auch an Pflanzen fast nichts. Alles ist aus Samen, Ablegern oder Stecklingen gezogen, geschenkt oder vor dem Wegwerfen bewahrt. Hortensien lassen sich im Sommer aus Kopfstecklingen ziehen, ein Trieb ohne Blüte, die unteren Blätter weg, in feuchte Erde, mit einem Glas darüber. Beim Phlox genügt ein Stück Wurzelstock. Primeln teilt man nach der Blüte. Mohn, Ringelblume und Akelei sät man einmal und nie wieder. Das Wasser kommt vom Himmel, in vier Tonnen an den Dachrinnen, und ist weich und warm, die Pflanzen mögen es lieber als das aus der Leitung.

Foto

Ein Erntekorb an einem Augusttag

Das rechte Maß

Die Benediktiner halten das rechte Maß für eine der wichtigsten Tugenden, weil sie alle anderen im Gleichgewicht hält. Im Garten lernt man das schnell. Zu viel Wasser schadet wie zu wenig. Zu viel Dünger verbrennt die Wurzeln und treibt Blätter statt Blüten. Zu viel Pflege macht die Pflanze schwach. Das Maß ist nicht die Mitte zwischen zwei Übertreibungen, sondern das, was für diese Pflanze an diesem Platz gerade passt, und das muss man jedes Mal neu herausfinden. Ich glaube, dass wir Menschen das Maß verloren haben. Wir kaufen nach, was wir selbst machen könnten, und werfen weg, was noch gut ist. Wer einmal selbst einen Kürbis gezogen hat, wirft keinen mehr weg. Das ist nicht Sparsamkeit, sondern Dankbarkeit, und beides gehört zusammen.

KAPITEL 10

Am Zaun

Im Oktober stehen am Zaun die Töpfe mit den geteilten Stauden, Phlox, Taglilien, Schwertlilien, zum Mitnehmen für die, die vorbeikommen. Es ist ruhiger am Zaun als im Sommer, aber leer ist es nie.

Der Garten liegt an der Ecke von Moosrainerstraße und Graf-Alban-Straße, und wer den Rundweg durch das Moos geht, kommt daran vorbei. Der Zaun ist ein alter Holzzaun, niedrig genug, dass man hinüberschauen kann. Das ist so gewollt. Ein Garten, den niemand sieht, ist nur für den Besitzer da.

Die Zaungäste

Seit Jahren bleiben Leute stehen: Wanderer, Radfahrer, Nachbarn, Fremde, die zufällig vorbeikommen und im August nicht weitergehen, weil der Phlox so steht. Manche schauen nur. Manche fragen. Wenn ich draußen bin, und ich bin fast immer draußen, rede

ich mit ihnen, zuerst über den Zaun, und dann sage ich meistens: Kommen Sie herein. Nicht immer; ich habe auch Tage, an denen ich meine Ruhe will. Aber meistens. Dann gehe ich mit ihnen die Runde, und am Ende haben sie oft einen Ableger in der Hand oder eine Kürbispflanze oder ein Tütchen Samen. So sind Pflanzen von hier in viele andere Gärten gewandert. Ein Paar aus Rosenheim hat geschrieben, sie hätten sich auf ihrem Balkon ein kleines Paradies nach unserem Vorbild gemacht. Das ist genau das, was ich mir wünsche: nicht, dass jemand unseren Garten nachbaut, sondern dass er bei sich, und sei es auf einem Balkon, etwas wachsen lässt.

Einmal blieb ein Ehepaar am Zaun stehen, müde vom Moosweg, während ich gerade Mist auf ein Beet verteilt habe. Daraus wurde ein langes Gespräch und eine Runde um das Haus. Sie haben mir später geschrieben, es sei ihr Hochzeitstag gewesen und der schönste Teil ihres Wochenendes. Geplant hatten sie ihn sicher anders.

Gäste

In der Regel des heiligen Benedikt steht, dass jeder Gast aufgenommen werden soll wie Christus selbst. Ein alter Abt hat das so erklärt: Man soll den Fremden behandeln, als wäre er der Wichtigste, der je an die Tür geklopft hat, denn man weiß nie, wer kommt und was er mitbringt. Im Garten stimmt das wörtlich. Fast alles, was hier gut geworden ist, hat irgendwann jemand über den Zaun gereicht: den ersten Phlox, den Buchentrieb, die drei Primeln, Samen, Geschichten von der eigenen Großmutter, ein Gedicht im Briefkasten. Wer die Tür zumacht, hält nicht nur die Leute draußen, sondern auch das, was sie mitbringen.

Foto

*Ein Gespräch über den Zaun, oder Besucher bei einer
Führung*

Wer länger bleibt, sitzt im Salettl, dem kleinen Gartenhaus, von dem aus man alles überblickt, und bekommt Kaffee und, wenn ich gebacken habe, Hefekuchen mit Obst vom Baum. Dort sind über die Jahre viele Gespräche geführt worden, über Pflanzen und über anderes. Es redet sich leichter über das Leben, wenn man dabei in einen Garten schaut. Die Leute werden ruhiger und hören zu. Ich habe im Salettl mehr über Menschen erfahren als in vielen Jahren Schule.

Zeigen statt predigen

Von Belehrungen halte ich nichts. Ich sage niemandem, dass er seinen Garten falsch macht, dass er aufhören soll zu spritzen oder die Thujen herausreißen soll. Als Lehrerin habe ich gelernt, dass Belehrungen dazu führen, dass der andere die Ohren zumacht. Was etwas bewirkt, ist zeigen. Die Leute hereinlassen, sie schauen lassen, und sie mit einem Ableger und einem eigenen Gedanken gehen lassen. Der Münchner Pfarrer, von dem ich schon gesprochen habe, sagt, die Kirche müsse zu den Leuten gehen und nicht umgekehrt. Unser Garten geht zu den Leuten, indem er am Weg liegt und der Zaun niedrig ist. Mehr Plan habe ich nicht. Er hat über die Jahre mehr Gärten verändert, als ich zählen kann, und niemanden vor den Kopf gestoßen.

Ein paarmal haben wir beim Tag der offenen Gartentür mitgemacht, wenn im ganzen Landkreis die Gärten an einem Sonntag öffnen. Dann kommen an einem Nachmittag mehr Leute als sonst in einem Monat. Es ist anstrengend. Das Bayerische Fernsehen war auch einmal da und hat mich zwischen den Komposthaufen gefilmt; vor einer Kamera stehe ich nicht gern. Aber wenn dadurch ein Mensch aufhört, seinen Garten zu spritzen, hat es sich gelohnt.

Die Linde an der Ecke

Als die Graf-Alban-Straße gebaut wurde, die früher ein Feldweg war, standen eines Tages die Bauarbeiter an unserer Ecke. Ich bin hinausgegangen und habe gesagt, da gehöre ein Baum hin. Was für einer, hat der Bauarbeiter gefragt. Eine Linde, habe ich gesagt. Am nächsten Tag stand sie da. Wer das veranlasst hat, weiß ich bis heute nicht. Sie ist inzwischen groß, und es hängen zwei Holzschilder an ihr,

Foto

Die Linde an der Straßenecke mit den beiden Schildern

„Lindes Linde“ und „Wunderer Linde“. Sie steht außerhalb des Zauns und gehört allen. Vielleicht ist sie das Beste, was ich je gepflanzt habe, obwohl ich sie nicht einmal selbst gesetzt habe.

AUS DEM GARTENJAHR

November

Die letzten Asten sind erfroren. Der Nebel steht über dem Moos bis in den Vormittag, und wenn er geht, sind die Berge weiß. Ich gehe trotzdem jeden Morgen hinaus. Es gibt wenig zu tun: die Werkzeuge reinigen und einölen, den Häcksler unterstellen, die Vogelfutterstelle einrichten, die empfindlichen Kräuter mit Reisig abdecken. Auf dem Kompost dampft es noch, da arbeitet etwas, während alles andere schläft. Jetzt sieht man die Form des Gartens: die Wege, die Bäume, den Zaun, das Salettl. Und man sieht, was im Sommer zu dicht stand und wo im Frühjahr etwas geteilt werden muss.

KAPITEL 11

Was mir Sorgen macht, und was mir Mut macht

Im November ist bei uns alles braun, und wenn ich durch den Ort gehe, sehe ich die Gärten, die das ganze Jahr gleich aussehen, im November wie im Juni: Kies, Folie, drei Gräser in Töpfen. Ich bin kein ängstlicher Mensch, und ich möchte, dass dieses Buch zuversichtlich ist. Aber es wäre nicht ehrlich zu verschweigen, dass mir manches Sorgen macht. Nicht die große Politik, davon verstehe ich wenig. Das Kleine, das ich sehe.

Wo die Blumen sind

Es gibt ein altes Lied von Hildegard Knef, das fragt, wo die Blumen geblieben sind. Ich muss daran denken, wenn ich die Gärten sehe, die heute angelegt werden: ein kurz geschorener Rasen ohne ein Gänseblümchen, eine Thujenhecke wie eine Wand, und davor

Rollkies auf einer Folie, damit nichts wächst, mit drei Gräsern in Töpfen. Das macht mir Sorgen, nicht weil es hässlich ist, sondern weil ich weiß, was es bedeutet. Ohne Blumen keine Insekten. Ohne Insekten keine Vögel und kein Obst. Das ist keine Meinung, das ist eine Kette, die jeder in seinem Garten nachprüfen kann. Wenn ich den Phlox wegnähme, käme kein Taubenschwänzchen mehr. Wenn ich den Löwenzahn austäche, hätten die Bienen im April nichts. Wenn die Hecke weg wäre, nisteten keine Amseln mehr.

Wir Menschen könnten von den Pflanzen lernen, wenn wir wollten. Sie machen aus Licht, Wasser und Erde jedes Jahr neue Nahrung und Luft, was wir nicht können. Und wir schütten Kies auf die Erde, die das möglich macht, und vergiften die Böden, auf denen alles wachsen muss. Ich habe auf meine Webseite geschrieben: wie dumm. Manche haben gemeint, das sei zu scharf. Ich finde es nicht zu scharf.

Es gibt einen Satz, der einer alten indianischen Weisheit zugeschrieben wird: Erst wenn der letzte Baum gefällt, der letzte Fluss vergiftet und der letzte Fisch gefangen ist, werden wir merken, dass man Geld nicht essen kann. Ich bin nicht gegen Geld und nicht gegen Fortschritt. Aber einen toten Boden kann man nicht kaufen, eine ausgestorbene Biene nicht nachbestellen, und einen Garten, der vierzig Jahre gewachsen ist, nicht in einem Jahr anlegen, auch nicht mit viel Geld. Das weiß jeder, der einmal gewartet hat, bis ein Baum trägt.

Die Verantwortung

Ich finde, wir haben eine gewisse Verantwortung der Natur gegenüber. Ich sage das vorsichtig, weil ich keine Weltverbesserin

Foto

Biene oder Taubenschwänzchen am Phlox

bin und weiß, dass vierzehnhundert Quadratmeter die Welt nicht retten. Aber jeder ist für das Stück Erde verantwortlich, auf dem er steht. Nicht für die Regenwälder und die Meere, das ist zu groß. Für das vor der eigenen Tür. Naturgärten sind ein sehr kleiner, aber doch wichtiger Beitrag für den Schutz der Arten und des Klimas. Das Große besteht aus lauter Kleinem, und wer das Kleine nicht tut, weil es klein ist, tut am Ende gar nichts.

Was mir Mut macht

Der Hirnforscher, von dem ich im Kapitel über die Kinder erzählt habe, hat etwas gesagt, das ich mir gemerkt habe: Angst macht eng. Wer Angst hat, lernt nichts Neues, er verteidigt, was er hat. Begeisterung macht weit. Deshalb predige ich nicht und drohe

niemandem mit dem Weltuntergang. Wer den Leuten Angst macht, bekommt Leute, die zumachen, und die kaufen dann erst recht Kies, weil Kies keine Arbeit macht. Was wirkt, ist das andere: die Leute hereinlassen, ihnen den Phlox zeigen, das Taubenschwänzchen, den Kürbis, der von allein auf dem Kompost gewachsen ist. Dann gehen sie heim und reißen den Kies heraus, nicht weil ich es gesagt habe, sondern weil sie es wollen.

Mut machen mir die jungen Leute am Zaun. Es sind mehr geworden, und sie fragen anders als früher. Früher wurde gefragt, wie man den Garten so schön hinbekommt. Heute wird gefragt, wie man ihn so hinbekommt, dass die Bienen kommen. Wer so fragt, hat schon umgedacht. Mut macht mir das Mädchen mit dem Buchentrieb, das heute einen eigenen Garten hat, das Paar mit dem Balkon in Rosenheim, die Kürbisfotos der Enkel. Mut macht mir, dass es heute vom Landkreis eine Plakette für Naturgärten gibt und eine Broschüre, die erklärt, wie man eine Trockenmauer baut, einen Steinhafen, ein Stück Magerrasen. Vor dreißig Jahren war ich die mit dem Durcheinander. Heute bin ich die mit dem Zertifikat. Es geht also voran, langsam, wie alles, was wächst.

Und Mut macht mir der Garten selbst. Jedes Frühjahr kommen die Schneerosen, auch nach einem harten Winter. Immer wieder treibt eine Pflanze aus, die ich aufgegeben hatte. Die Natur gibt nicht auf. Sie wartet, bis man sie lässt. Es liegt nicht an ihr, sondern an uns, und wir können uns ändern. Ich habe es bei Pflanzen gesehen, bei Kindern, bei Nachbarn und bei mir. Es dauert, aber es geht. Und es fängt nicht mit einem Programm an, sondern mit einem Gänseblümchen, das man stehen lässt.

TEIL III

Was bleibt

KAPITEL 12

Alt werden im Garten

Im Dezember gibt es im Garten nichts zu tun, und ich gehe trotzdem jeden Morgen hinaus, langsamer als früher, mit dem Stock, wenn es glatt ist.

Ich bin alt, und ich tue nicht so, als wäre es nicht so. Die Leute am Zaun schätzen mich meistens jünger, und ich lasse sie. Aber die Knie wissen, wie alt ich bin, und der Rücken auch. Trotzdem gehe ich jeden Morgen hinaus. Wie das geht, und was sich dabei geändert hat, davon handelt dieses Kapitel.

Was sich geändert hat

Vieles mache ich heute anders. Ich nehme einen niedrigen Hocker mit ins Beet, weil das Knien nicht mehr lange geht. Ich arbeite in kleineren Stücken und mache mittags Pause. Schwere Sachen, den Mist, die Erde, den Häcksler, haben Uli oder die Kinder übernommen. Die Beete, die ich mit der Hand erreiche, sind schmaler geworden.



Foto

Hände in der Erde, beim Teilen einer Staude

Ich hebe keine Tonne mehr, sondern schöpfe mit der Kanne. Und ich habe aufgehört, alles auf einmal zu wollen. Der Garten hat das nicht gemerkt. Vieles, was ich früher gemacht habe, war nicht nötig.

Ein alter Abt hat über das Altwerden gesagt, es sei nicht nur ein Weniger, sondern auch ein Anders. Man könne manches nicht mehr, aber man sehe manches erst jetzt. Ich habe das zuerst für einen Trost gehalten, wie man ihn alten Leuten sagt. Dann habe ich gemerkt, dass es stimmt. Mit fünfzig war der Garten ein Ort, an dem etwas zu tun war. Heute ist er ein Ort, an dem etwas zu sehen ist. Ich sitze öfter, schaue länger und lasse mehr. Wenn im Juni ein Hagel die Pfingstrosen zerschlägt, ärgere ich mich nicht mehr lange. Nächstes Jahr kommen sie wieder, und wenn ich das nächste Jahr nicht mehr erlebe, kommen sie trotzdem.

Uli

Uli ist in diesem Garten mit mir alt geworden. Er hat die schwere Arbeit gemacht, solange er konnte, das Häckseln, Schaufeln, Tragen, und die Zeitung hat einmal geschrieben, er wirke mit fünfundachtzig wie ein Siebzigjähriger, wahrscheinlich wegen der Arbeit an der Luft. Er hat in das Gästebuch auf unserer Webseite geschrieben, meine Freude am Garteln und meine Pflege auch des kleinsten Pflanzers hätten unser Gartenparadies entstehen lassen. In der Zeitung steht immer nur mein Name. Aber ohne ihn hätte es diesen Garten nicht gegeben. Er hat zwei Gärtner gehabt. Und wir haben uns beide gewünscht, dass wir unser Murnau trotz des Alters noch lange genießen können. Das ist kein großer Wunsch. Es ist der, der übrig bleibt, wenn die anderen erfüllt sind.

Was der Kompost über das Sterben weiß

In meinem Alter denkt man über das Sterben nach, und ich denke im Garten darüber nach, weil ich es dort jeden Tag sehe, ohne dass es mir Angst macht. Jedes Jahr stirbt der Garten. Im November ist alles braun, der Phlox ein Bündel trockener Stängel. Und jedes Jahr kommt er wieder, nicht derselbe, aber einer. Die alten Stängel werden Kompost, der Kompost wird Erde, aus der Erde kommt der neue Phlox. Es geht nichts verloren, es wandert nur. Der heilige Franziskus hat den Tod seine Schwester genannt. Ich habe das lange nicht verstanden, bis ich einmal im Herbst am Kompost gestanden bin. Er ist das, was die Erde tut. Ohne ihn wüchse nichts.

Vor dem Sterben habe ich keine Angst. Vor dem Leiden schon, das hat jeder. Der Herrgott hat bisher gewusst, was er tut, in all den Jahren,

und ich sehe keinen Grund, warum er es am Ende nicht mehr wissen sollte.

Der Tag, an dem ich nicht mehr hinaus kann

Es wird ein Tag kommen, an dem ich nicht mehr hinaus kann. Ich habe mir überlegt, wie das sein wird, und ich glaube, es wird nicht so schlimm, wie ich fürchte. Ich habe den Garten im Kopf, jede Runde, jede Ecke, ich weiß, was im Februar wo blüht und was im August. Vom Fenster aus sieht man mehr, als man denkt. Und ich werde fragen, wer gerade da ist: Sind die Schneerosen schon da? Und jemand wird hinausgehen und nachschauen. Das ist dann meine Runde.

Der Garten wird ohne mich weitermachen. Das ist das Gute an einem Naturgarten: Er braucht mich weniger, als ich ihn brauche. Er wird wilder werden, manches wird verschwinden und manches überhandnehmen, und nach ein paar Jahren sieht man nicht mehr, dass hier jemand alles gehegt hat. Das ist in Ordnung. Der Weißdorn wird stehen, die Buche wird wachsen, der Mohn wird sich seinen Platz suchen, die Linde an der Ecke wird Schatten geben. Und die Bienen werden kommen, solange etwas blüht.



Foto

Der Garten im November, mit dem Nebel über dem Moos

AUS DEM GARTENJAHR

Januar

Der Garten liegt unter Schnee, und die Berge stehen klar, wie sie nur im Winter stehen. Am Futterhaus sind die Meisen, der Kleiber, der Buntspecht, manchmal ein Gimpel. Die Samenstände der Sonnenblumen und Fetthennen stehen noch, und die Stieglitze hängen daran. Im Haus liegen die Samentüten vom Herbst auf dem Tisch; ich sortiere, beschrifte und werfe weg, was älter als zwei Jahre ist, das keimt nicht mehr gut. An frostfreien Tagen wird das Obst geschnitten: die Wasserschosse heraus, Totes heraus, was nach innen wächst, heraus, und nicht mehr. Sonst ist nichts zu tun. In vier Wochen kommen die Schneerosen, und es fängt wieder an.

KAPITEL 13

Was bleibt

Im Januar liegen die Samentüten vom Herbst auf dem Küchentisch, Mohn, Ringelblume, Akelei, Bohnen, und ich schreibe mit Bleistift darauf, was hinein soll und wohin. In ein paar Wochen fängt es wieder von vorn an, mit den Schneerosen. Das ist ein guter Zeitpunkt, darüber nachzudenken, was von alldem bleibt.

Der Garten selbst wird nicht bleiben, nicht so, wie er ist. Ein Garten lebt nur, solange jemand mit ihm lebt. Vielleicht nimmt ihn eines der Kinder oder Enkel in die Hand, vielleicht jemand Fremdes, der ihn versteht. Ich wünsche es mir, aber ich hänge mein Herz nicht daran. Loslassen, was man nicht halten kann, lernt man im Garten jedes Jahr im November.

Was bleiben kann, ist etwas anderes. Über die Jahre sind viele Leute durch diesen Garten gegangen: Zaungäste, Wanderer, Nachbarn, Schulklassen, Gartenvereine, Maler, das Fernsehen, ein Ehepaar an seinem Hochzeitstag. Ich habe ihnen gezeigt, was es zu sehen gibt, und erzählt, warum ich es so mache. Überzeugen wollte ich niemanden. Aber ich habe gehofft, dass der eine oder andere

Foto

Ableger in Töpfen am Zaun, zum Mitnehmen

danach anders in seinen eigenen Garten schaut. Dass er bei den nächsten Blattläusen zwei Wochen wartet, bevor er spritzt. Dass er einen Teil der Wiese stehen lässt. Dass er die Samenstände nicht im Herbst abschneidet. Dass er den Löwenzahn stehen lässt, wenigstens einen.

Von manchen weiß ich, dass es so gekommen ist. Von dem Mädchen mit der Buche, von dem Paar mit dem Balkon, von den Enkeln mit den Kürbissen, von Leuten, die Jahre später geschrieben haben: Seit ich bei Ihnen war, mache ich es anders. Es sind nicht viele, aber mehr, als ich erwartet hätte, und in jedem dieser Gärten blüht jetzt etwas, was vorher nicht geblüht hat. Das wächst weiter, von allein, an Orten, die ich nie sehen werde.

Was ich gelernt habe

Ich habe in meinem Leben kluge Leute gehört und gute Bücher gelesen, und einige davon habe ich hier erwähnt. Bei ihnen habe ich Worte für Dinge gefunden, die ich im Garten schon lange gemacht hatte. Aber die wichtigsten Lehrer waren die Pflanzen und die Tiere hier. Was sie mich gelehrt haben, lässt sich kurz sagen.

Dass man zuerst hinschauen muss und dann handeln, und dass neun von zehn Eingriffen nicht nötig sind. Dass jedes Ding seinen Platz braucht und nicht alle dasselbe brauchen. Dass man die Dominanten begrenzen muss, damit die Stillen Platz haben, bei Pflanzen wie bei Kindern. Dass nichts verloren geht, was man zurückgibt. Dass Schönheit ein Zeichen dafür ist, dass etwas stimmt. Dass Angst eng macht und Begeisterung weit. Dass man für das Stück Erde verantwortlich ist, auf dem man steht, und dass das reicht. Dass der Herrgott nicht in der Kirche eingesperrt ist. Und dass man alt werden kann, ohne bitter zu werden, wenn man jeden Tag etwas wachsen sieht.

Das ist nicht neu, und es steht so oder ähnlich in vielen Büchern von Leuten, die mehr davon verstehen als ich. Ich habe es nur siebenunddreißig Jahre lang auf vierzehnhundert Quadratmetern Moorboden ausprobiert. Es hat sich bewährt.

Wenn von mir einmal nichts mehr da ist, dann hoffe ich, dass es noch Bienen gibt, deren Vorfahren in unserem Garten Futter gefunden haben, weil hier Phlox gepflanzt wurde und der Löwenzahn stehen blieb und der Weißdorn nicht ausgerissen wurde, als er klein war. Das ist nicht viel. Für eine Gärtnerin aus Westried ist es genug.

Linde Wunderer

GANZSEITIGES FOTO

Blick aus dem Garten über den Zaun auf die Berge

Ein letztes Wort

Wenn Sie bis hierher gelesen haben, danke ich Ihnen. Ob es ein richtiges Buch geworden ist oder ein langes Gespräch am Zaun, das jemand aufgeschrieben hat, weiß ich nicht. Vielleicht ist Ihnen das eine oder andere brauchbar, vielleicht haben Sie an manchen Stellen den Kopf geschüttelt. Beides ist mir recht.

Sollten Sie einmal in der Nähe von Murnau sein, sind Sie willkommen. Der Zaun ist niedrig, man kann hinüberschauen, und wenn ich draußen bin, bleiben Sie stehen und fragen Sie.

Linde Wunderer

Naturgarten Murnau

naturgartenmurnau.com

TEIL IV

Anhang

Zwölf Sätze für den eigenen Garten

Bei den Führungen werde ich oft gefragt, ob ich das Wichtigste nicht kurz aufschreiben könnte. Hier ist es.

1. Im ersten Jahr nur schauen: wo die Sonne steht, wo das Wasser bleibt, was von allein kommt. Dann erst graben.
2. Mit dem Boden gärtnern, nicht gegen ihn. Was auf dem eigenen Boden wachsen will, wird kräftig; was man ihm aufzwingt, kümmert.
3. So wenig eingreifen wie möglich, und vor jedem Eingriff fragen: Muss das sein?
4. Kein Gift, kein Kunstdünger, kein Torf. Was die Schnecke vergiftet, vergiftet auch den Igel.
5. Blattläuse zwei Wochen sitzen lassen. Marienkäfer, Schwebfliegen und Meisen kommen, wenn man sie lässt.
6. Von Februar bis November etwas blühen lassen: Schneerosen, Krokus, Löwenzahn, Weißdorn, Phlox, Asters. Für die Bienen, nicht für das Auge.

Zwölf Sätze für den eigenen Garten

7. Samenstände über den Winter stehen lassen und erst im März schneiden. Die Vögel holen sich die Samen, das Laub schützt die Wurzeln.
8. Kein Blatt und kein Ast verlässt den Garten. Häckseln, kompostieren, auf die Wege, ins Beet.
9. Mit Regenwasser gießen, abends, an den Fuß der Pflanze, und nur, was wirklich hängt.
10. Dominante Pflanzen begrenzen, Goldrute, Giersch, Brombeere. Vielfalt bleibt nicht von allein.
11. Stauden alle paar Jahre teilen. Aus einer werden drei, zwei davon verschenken.
12. Den Zaun niedrig halten. Wer hereinschaut und fragt, bekommt einen Ableger mit.

Mein Garten durch das Jahr

Was bei uns wann blüht, was geerntet wird und was zu tun ist. Keine vollständige Liste; jedes Jahr kommt etwas dazu und etwas geht.

Februar, März

Es blüht: Schneerosen, Winterlinge, Schneeglöckchen, wilde Krokusse. *Zu tun:* Obstbäume schneiden an frostfreien Tagen, Vögel füttern, Samen sortieren, bei offenem Boden Kompost auf die Beete. Ab Mitte März die vorjährigen Stauden und Samenstände bodennah abschneiden.

April, Mai

Es blüht: Traubenhyazinthen, Löwenzahn, Primeln, Vergissmeinnicht, Lungenkraut, Maiglöckchen, Weißdorn, Kirschen, Zwetschgen, Kriechend, Äpfel. *Ernte:* Bärlauch, Schnittlauch, Sauerampfer, Löwenzahnblätter, Radieschen, erster Salat. *Zu tun:* Erbsen, Mangold,

Salat säen; Bohnen, Gurken, Kürbis, Zucchini nach den Eisheiligen; Salat erst handgroß setzen; Schnecken abends absammeln; Primeln nach der Blüte teilen. Die Kröte laicht.

Juni

Es blüht: Polyantharosen, Pfingstrosen, Mohn, Akelei, Sibirische Schwertlilien, Trollblumen, Holunder, Frauenmantel, Fingerhut. *Ernte:* Erdbeeren, Kirschen, Erbsen, Mangold, Holunderblüten, erste Kräuter zum Trocknen. *Zu tun:* trockene Wiese zum ersten Mal mähen, Schnitt abräumen; Blattläuse sitzen lassen; Hortensienstecklinge schneiden.

Juli, August

Es blüht: Phlox, Montbretien, Hortensien, Feuerlilien, Taglilien, Goldruten, Sonnenblumen, Blutweiderich, Alant, Wegwarte, Ringelblumen, Nachtkerzen. *Ernte:* Bohnen, Gurken, Zucchini, Kürbis, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren, Mirabellen, erste Zwetschgen und Äpfel, Lauch, Zwiebeln, Kräuter. *Zu tun:* abends gießen aus den Tonnen; Mehltau am Phlox herausschneiden; Samen von Mohn, Akelei, Ringelblume sammeln; Goldrute vor der Samenreife ausreißen.

September, Oktober

Es blüht: Herbstanemonen, Fetthenne, Astern, letzter Phlox. *Ernte:* Äpfel, Zwetschgen, Walnüsse, Kürbisse, Weißkraut, Holunderbeeren, Alantwurzel. *Zu tun:* Stauden teilen; Kompost umsetzen und aufs Beet; Häckselgut vom Weg ins Beet, Wege neu belegen; Laub unter die Sträucher; Wiese zum zweiten Mal mähen; Tonnen leeren vor dem Frost.

November bis Januar

Es blüht: die letzten Astern bis zum Frost. *Zu tun:* Werkzeug reinigen und einölen, empfindliche Kräuter mit Reisig decken, Vogelfutter, Samentüten beschriften. Samenstände und Hortensienköpfe stehen lassen. Jeden Morgen die Runde.

Wer den Garten sehen will

Der Garten liegt in Murnau-Westried an der Ecke Moosrainerstraße und Graf-Alban-Straße, etwa zweihundert Meter vom Bahnhof Grafenaschau, sechs Kilometer westlich von Murnau. Die drei Eingänge sind beschildert. Von beiden Straßen aus kann man jederzeit über den Zaun schauen. Wenn ich Zeit habe, führe ich gern, am besten nach Absprache.

Linde Wunderer
Moosrainerstraße 2
82418 Murnau-Westried
naturgartenmurnau.com

Am schönsten ist es im Juni und im August. Alle vierzehn Tage sieht der Garten anders aus.

Wie dieses Buch entstanden ist

Dieses Buch ist aus Gesprächen entstanden, aus den Texten, die Linde Wunderer für ihre Webseite geschrieben hat, aus den Zeitungsartikeln über ihren Garten und aus den Fragen, die ihre Familie ihr gestellt hat. Die Familie hat aufgeschrieben und geordnet, Linde hat gelesen, gestrichen und korrigiert. Was stehen geblieben ist, ist ihres.

An einigen Stellen klingen Gedanken anderer an: des Hirnforschers Gerald Hüther, des Benediktinerabts Odilo Lechner, des Münchner Pfarrers Rainer Maria Schießler, der heiligen Hildegard von Bingen, des heiligen Franziskus und Dietrich Bonhoeffers. Sie sind nicht zitiert, sondern so wiedergegeben, wie eine Gärtnerin sie sich zu eigen gemacht hat. Wer die Originale lesen will, findet sie leicht.

Die Fotos stammen aus dem Garten, aufgenommen von der Familie über viele Jahre. Das Aquarell *Linde's Garten* hat Gerhard Seilmeier gemalt.

Gedankt sei allen, die über die Jahre am Zaun stehen geblieben sind. Ohne ihre Fragen gäbe es dieses Buch nicht.